

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Fürchtegott!“ ächzte die alte Frau. „Du wirst nichts ausdrücken. Du machst dich bloß noch unglücklicher. Setz dich mit ihm in Frieden auseinander!“

„Frieden?“ schrie der Bauer. „Die großen Herren geben keinen Frieden. Die wollen die kleinen Leute auffressen. Aber ich laß mich nicht auffressen! Ich schlag ihn tot, wenn er hier auf meinen Hof kommt!“

Die alte Mutter schloß die Augen und stöhnte.

„Hast du Geld?“ fragte er dann und erhob sich schwerfällig.

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen.

Da begann er alle Schubladen und Kisten zu durchsuchen, warf vor Wut alles durcheinander und stuchte dabei auf den Baron. Endlich stieß er in der Lade seiner verstorbenen Frau auf ein kleines Kästchen. Darin lag ein blanker Taler. Das war sein Tauftaler, den die Mutter dort versteckt hatte. Den nahm er und ging ins Kretscham.

Franz Wiegelt war auf dem Felde und fuhr Gerste ein. Seine Stelle hinter dem Schenkstisch vertrat Daniel Zuppach, der nur noch auf seine Papiere wartete, um sich mit Pelagia Dubin ausbieten zu lassen.

Fürchtegott Frittscher klopfte mit dem Taler auf den Tisch und verlangte eine große Flasche. Ohne Geld bekam er überhaupt nichts mehr. Daniel Zuppach mußte mittrinken. Das machte ihm nichts aus. Er konnte zu jeder Tageszeit einen tüchtigen Schluck vertragen. Fürchtegott Frittscher hatte schon bei der zweiten Flasche das graue Glend. Da jammerte er meistens wie ein altes Weib. Bei der dritten Flasche wuchs ihm wie gewöhnlich der Mut, und er begann wieder auf den Baron zu schimpfen. Das aber war Daniel Zuppach nicht recht.

„Panje Baron ist sich ein guter Kärel!“ behauptete er schlammweg.

„Was!“ schrie Fürchtegott Frittscher. „Was sagst du da, du polnischer Hund!“

Daniel Zuppach machte nicht viel Federlesens und packte ihn vor der Brust. Aber Fürchtegott Frittscher schlug mit der Flasche drein.

„Du polnischer Hund!“ brüllte er, daß ihm die Stimme überschnappte. „Was willst du hier in Bristawe? Scher dich zum Teufel über die russische Grenze! Da gehörst du hin!“

Ein scharfer Donner Schlag schnitt ihm das Wort ab. Das Gewitter war plötzlich herausgelommen. Ein heftiger Wind durchfuhr die hohen Eichen und Linden des Kirchhofs und riß an der Wetterfahne des Turms. Schwarz startete der westliche Himmel, der in die Fenster des Kretschams sah. Fürchtegott Frittscher nahm die Flasche, schwannte zum Fenster und setzte sich. Noch immer wollte es nicht regnen.

Graue Staubwolken legten über den Platz. Da schmetterte ein blendender Blitz senkrecht aus der Schwärze herunter. „Prost!“ schrie Fürchtegott Frittscher. „Schlag tot! Schlag den Baron tot! Schlag alles tot.“

Jetzt fiel ein Blitzschlag kurz hinter dem andern. Sie jagten sich förmlich. Immer kürzer wurden die Pausen zwischen Entladung und Donner. Und bei jedem Blitz, der herniederfuhr, bei jedem Donner, der krachte, brüllte Fürchtegott Frittscher vor Freude und Wut.

„Schlag tot! Zünd an! Prost! Schlag alle tot! Alle große Herren schlag tot! Zünd die Scheune an, die Dominialscheune! Das ganze Gut zünd an! Immer drauf! Gib's ihnen gut! Daß sie alle Biere von sich strecken! Diese verfluchten großen Herren, die das ganze Land in den Klauen haben. Hurra! Das war ein Schlag! Der hat gefessen! Schlag alle Versicherungsgesellschaften tot! Das ist ein Schwindel!“

Da rauschte draußen der Regen. Die Blitze ließen nach. Sie kamen in immer größeren Zwischenräumen.

Fürchtegott Frittscher war plötzlich verstummt. Sein Blick ging wirr in der Runde. War er nicht auch versichert! Und konnte es bei ihm nicht auch einschlagen! Dann bekam er Geld in die Finger! Blitsschnell überfiel ihn dieser Gedanke.

Und leise streckte er die Hand nach der Streichholzschachtel aus, die auf dem Tische lag, und ließ sie in seiner Tasche verschwinden. Er wankte eilig durch den wolkenbruchartigen Regen nach Hause, stolperte über die Kuhstallschwelle und tastete sich in die dunkle Mägdekammer. Da lag ein Haufen alter Lumpen in der Ecke. Das wußte er. Er steckte sie an, daß sie glimmten, stinkenden Rauch emporqualmten und Flämmchen zeigten. Dann häuften er ein paar Bretter darüber und schob das Ganze an die Tür, die er von draußen schloß. Lange horchte er draußen, wie sich die Flamme weiter fraß. Die Türbohlen wurden glühend heiß, sie dehnten sich.

Da dachte Fürchtegott Frittscher an seine alte Mutter und verlor den Kopf. Er lief ratlos durch den Kuhstall und die Scheune. Er durste die Mutter nicht heranstragen, sonst merkten es die Leute, daß er das Haus angezündet hatte! Und er konnte sie auch nicht verbrennen lassen! Er mußte das Feuer wieder löschen! Aber schon war's zu spät dazu. Die Tür der brennenden Kammer hatte sich fest geklemmt und gab nicht nach. Er holte ein Beil, um sie zu zerschlagen. Sie krachte auseinander, und heraus fuhr eine flammende Stichelohre, die ihm in die Augen schlug. Geblendet taumelte er rückwärts. Nur an Flucht und Verstecken dachte er noch. Er vergaß die kranke Mutter. Er lief durch den Garten auf die Felder hinaus. Das Gewitter hatte sich schon verzogen. Nur schwach rieselte es noch aus den dünnen Wolken. Die Sonne kam schon durch.

Und Fürchtegott Frittscher floh. Nur weit weg von dem Feuer, daß man ihn nicht entdeckte! In seinem Hirn wühlten züngelnde Flammen, vor den Augen flackerten sie ihm, in den Ohren sauste ihm ihr knisterndes Geräusch. Thomas Haulschild, der bis auf die Haut durchnäßt ins Dorf sprengte,

sah den Bauer laufen und rief ihm etwas zu. Aber er bekam keine Antwort. Und Fürchtegott Fritscher lief, als wären tausend Teufel hinter ihm drein. Immer nach einer Richtung, quer über die nassen Stoppeln, durch Kartoffelkraut und die Rübenfurchen entlang! Da traf er auf den ersten Strohschober. Dort hinein wühlte er sich wie ein Maulwurf in den Boden. Immer tiefer grub er sich. Hinter wurde es um ihn. Aber die bösen Flammen zuckten noch immer vor seinen Augen. Drückend heiß war es da drinnen. Doch Fürchtegott Fritscher klapperten die Zähne wie im stärksten Frost. An seine Mutter dachte er wieder. Vielleicht kam sie noch heraus! Neben dem Bett standen die Krücken! Ganz gelähmt war sie ja noch nicht! Damit fielen ihm die Augen zu, und er sank in einen tiefen, kramartigen Schlaf.

Das Gewitter war fort. Leuchtend hing die Sonne am blauen Himmel und spiegelte ihren Glanz in den Tropfen, die an den erfrischten Pflanzen zitterten. Moriz Gassel trat in den Garten und sah seinen Bienen zu, die mit wilder Eier aus den Stöcken stürzten. Die Dorfleute und die Gutsarbeiter strömten wieder auf die Felder hinaus. Das Einfahren zwar war durch den Gewittergusch unterbrochen worden. Aber es wartete schon andere Arbeit draußen. Und wo sich die Sense nicht mehr schwang, da scharrte schon der scharfe Pflug die Stoppeln um.

Eine halbe Stunde schaute Moriz Gassel untätig dem Treiben zu. Die Dreschmaschine begann wieder zu summen. Jetzt stieg ihre Rauchsäule nicht mehr senkrecht in die Höhe, sondern wehte nach Osten. Das Gewitter hatte einen frischen Westwind zurückgelassen. Wieder fraß der Dreschflaster Garbe um Garbe in sich hinein, die durchnästen legte man einseitig beiseite und ließ sie in der Sonne trocknen. Wie kleine Fuppen sahen die Leute von Moriz Gassels Standpunkt aus. Eifrig richteten sie sich die Garben zu, unermüdet, ohne zu stoßen, denn die Maschine wurde nie satt. Moriz Gassel schämte sich seiner Faulheit und griff zum Spaten. Ehe er ihn aber das zweitemal gehoben hatte, hörte er plötzlich gellende Hilfschreie. Er warf ihn augenblicklich hin und sprang auf die Straße. Hier horchte er. Die Schreie kamen von Fürchtegott Fritschers Hof. Mit langen Sähen fauste Moriz Gassel die Straße hinauf, setzte mit einem Sprunge über den Zaun und stieß die Türe auf. Fürchtegott Fritschers Mutter lag auf dem Fußboden und konnte nicht weiter. Durch die Ritzen der zweiten Tür, die nach dem Hausflur ging, drang beizender Rauch.

„Hilfe!“ schrie die Alte und mühte sich vergeblich, auf die Beine zu kommen. „Hilfe! Feuer! Es brennt!“

Moriz Gassel hob sie auf und schleppte sie mit vieler Mühe in den Hof. Hier setzte er sie auf den Brunnenbedel und stürzte noch einmal ins Haus. Aber er blieb nicht lange drin. Nur die Betten vermochte er durch das Fenster ins Freie zu werfen. Denn schon brach die Decke des Kuhstalls zusammen, und aus dem Dache schlugen die ersten Flammen.

„Fürchtegott!“ schrie die alte Mutter, und ihre Stimme gellte wie eine zersprungene Glode über das Dorf hinaus. „Fürchtegott! Feuer! Feuer!“ Moriz Gassel brachte sie endlich zur Nachbarin. Sebalbus Pohl riß an der kleinen Turmglode und machte Feuerlärm. Das war kaum nötig, denn die Leute, die auf dem Felde waren, sahen das Feuer schon von weitem. Zu Fuß und zu Wagen kamen sie im schnellsten Laufe heim. Franz Wiegelt, als der Gemeindevorsteher, übernahm das Kommando. Das verstand er. Die Brandstelle wurde abgesperrt und von den nächsten Brunnen wuchsen lange Ketten eifriger Hände, die die gefüllten Ledereimer weiter reichten. Als nach einer Viertelstunde der Scheunengiebel einstürzte, ließ man Fürchtegott Fritschers Gewese brennen und suchte die andern Häuser, die in der Nähe standen, vor dem Feuer zu bewahren. Denn der Wind wurde stärker und warf Funken. Besonders der hohe Giebel Christian Reuschels war gefährdet. In jedem Fenster stand ein Mann mit einem genähten Besen und schlug das Flugfeuer tot. Oben aber, rittlings auf dem First, sah Christian Reuschel selbst, ließ sich durch eine Dachlücke einen gefüllten Eimer nach dem andern, reichen und goß ihn kaltblutig aus. Den sechsten Eimer goß er sich immer über den Kopf, um nicht selber Feuer zu fangen. Endlich kam die Spritze von Gubre angerasselt und der Wasservagen von Podraschle. Aber die Gefahr war schon vorüber. Die Lokomobile hatte gar nicht aufgehört zu summen. Thomas Hauschild stand bei ihr Wache und scherte sich nicht um das Feuerchen im Dorfe.

Man ließ Fürchtegott Fritschers Gewese brennen und schaute müßig zu.

„Der Bliß hat's angezündet!“ meinte der alte Dubin. Jetzt erst merkte man, daß Fürchtegott Fritscher nicht zur Stelle war.

„Hat einer den Fritscher gesehen?“ fragte Franz Wiegelt im Kommandoton.

Aber es kam weder Stimme noch Antwort. „Er hat's selbst angezündet!“ schrie Christian Reuschel, der eben vom First heruntergeklettert war. „Er hat's angezündet. Sonst braucht er sich nicht zu vertriehen.“

Fritz von Winkelberg, der mit Moriz Gassel auch an der Brandstätte stand, machte den Müller auf das Ungehörige dieser Behauptung aufmerksam.

„Sie müssen's ja besser wissen, Herr Baron!“ meinte Christian Reuschel mit einem verächtlichen Lächeln. „Ich mein, der Bliß schlägt immer ins höchste Haus. Und meins ist das höchste.“

Der Baron gab nicht nach, und der Müller wurde grob. Die Bauern teilten sich und stritten untereinander, bis der Gendarm von Luschelau herüberkam. Jetzt wurde es ernst. Er fragte nach dem Besitzer, mit kurzen, schnauzigen Worten fuhr er die Bauern an. Niemand konnte Auskunft geben. Daniel Zuppach war der letzte, der ihn im Gasthaus gesehen hatte. Der Gendarm durchschaute die Gehöfte einzeln. Die Bauern halfen ihm dabei, bis draußen die Dreschmaschine Feierabend piffte. Da kam Thomas Hauschild hereingeritten, hörte, was Fürchtegott Fritscher angerichtet haben sollte, und brachte den Gendarm auf die rechte Spur. Sie fanden die Fußtritte auf dem weichen Stoppelboden, im Kartoffelkraut und längs der Rübenfurchen und ritten bis an den Strohschober.

„Vielleicht ist er hier drin!“ meinte Thomas Hauschild. Der Gendarm sprang vom Gaul und zog ein paar Strohbünde heraus. Mehrmals rief er Fürchtegott Fritscher beim Namen, und zwar so laut, daß ein Toter davon hätte erwachen müssen. Fürchtegott war auch wach, aber er rührte sich nicht. Die Angst lähmte seine Glieder und preßte ihm die Kehle zusammen. Den Gendarm erkannte er an der Stimme.

„Vielleicht ist er nach Gubre gefahren!“ meinte Thomas Hauschild. „Ist ja auch die Frage, ob er das Haus angezündet hat.“

„Was!“ rief der Gendarm erboßt. „Das ist sicher. Ich kenne das Bauernpaar besser. Dem stand das Wasser bis an die Kehle. Dann kommt immer die Streichholzschachtel dran. Er kann sich freuen, zehn Jahre Zuchthaus kriegt er sicher ausgebrummt, dieser insame Brandstifter!“

Dabei zertrte er wieder das Stroh auseinander, aber er fand nichts.

„Na!“ sagte Thomas Hauschild und stieg auch aus dem Sattel. „Wir können doch nicht den ganzen Schober auseinanderreißen.“

„Ich werd ihn schon kriegen!“ schrie der Gendarm und zog seinen Säbel blank. „Jetzt stech ich mit meinem langen Säbel solange in das Stroh, bis sich jemand meldet.“

Und da stach er auch schon zu. Fürchtegott Fritschers rührte sich nicht. Hart bei seinem Ohr vorbei streifte die scharfe Klinge, doch sie fand den Brandstifter nicht. Nach einer Viertelstunde stieg der Gendarm zu Pferde und ritt mit Thomas Hauschild zum zweiten Schober.

Fürchtegott Fritscher lag noch eine ganze Stunde mäuschenstill, dann kroch er langsam aus seinem Versteck heraus. Doch nur den Kopf steckte er ans Licht. Eben ging die Sonne unter. Es war noch nicht dunkel genug, um zu fliehen. Denn Fürchtegott Fritscher wußte nun, daß er fort mußte, weit fort, wo ihn niemand kannte, nach Amerika oder noch weiter. Denn ins Zuchthaus mochte er nicht. Und er zog sich wieder in seine Höhle zurück und wartete. Hunger und Durst quälten ihn sehr.

Da sah er nun in seinem Glend! Wer war daran schuld? Nur der verdammte Kaufbaron! Dem wollte er es aber, bevor er nach Amerika floh, gehörig anstreichen! Und Fürchtegott Fritscher fühlte nach der Streichholzschachtel und wartete auf die Nacht. Elf Schober waren es, das wußte er genau.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nottrauung.

Eine heitere Kriegsgeschichte von H. v. d. Eder. Pastor Vormäßen sah in seinem Studierzimmer über seinen Büchern. Die Arbeit ging nicht vorwärts; es fiel ihm schwer,

seine Gedanken zu sammeln. Die waren draußen in der Ferne, bei denen, die fürs Vaterland kämpften. Viele von seinen Gemeindefreunden waren ausgezogen. Einige hatte er noch in den letzten Tagen getraut. Bei diesen waren seine Sorgen, als er jetzt zu dem grauen Himmel aufblinnte. Nicht ein Sonnenstrahl drang hindurch; es war ein trüber Oktobermorgen.

Da klang die Pforte. Zwei Leute traten behutsam näher. Sie kamen aber nicht zur Haustür hinein, sondern wählten den Umweg durch die Hintertür.

Was wollten denn die beiden? Voran trüffelste die Waschkatze mit rundlichem, gerötetem Sonnenanstrich und glattgefärbtem Scheitel, die schwarze, atmoliische Schokjade über die blauleinene Küchenschürze gezogen, wie es sich für eine ehrbare Waschfrau an besonderen Tagen geziemt. Ihr folgte mit gewichtigem Schritt Jan Rahmus, der Kirchendiener, Weichenbitter und Kulegräber.

Jan war im Sonntagstod. Sein Gesicht aber sah noch saltiger und griesgrämiger als sonst aus.

Pastor Tormählen schüttelte den Kopf. Wie kam Jan Rahmus mit der Waschkatzein zusammen? Was wollten sie?

Es pocht an die Tür, behutsam und energisch zugleich.

Herr — rein!
Vor ihm stand die Waschkatzein, blitzsauber, strahlend wie die liebe Sonne; es ging von ihr ein Geruch von Seife und Reinlichkeit aus.

Sie trat näher und machte hintereinander einen Knix, eine Verbeugung und einen Krachhuf.

Mit Verlaub, Herr Pastor,“ sagte sie bescheiden und dreist zugleich.

Der Pastor sah sie durch seine scharfen Brillengläser nicht gerade freundlich an. Dann fiel sein Blick auf Jan, der jetzt, wie aus einer Versenkung, hinter ihr auftauchte.

„Na, Rahmus, was bringt Er denn?“

„Mit Verlaub, Herr Pastor.“ — Ehe Jan Rahmus sich besinnen konnte, hatte seine Gefährtin schon gesprochen. „Wir kommen, von wegen — von wegen die Nottrauung. Wenn Herr Pastor nichts dagegen hat, wollten wir uns gern nottrauen lassen.“

„Wa — as?“

Der Pastor sah den Alten fast entsetzt an. Der nickte und seufzte dazu.

Pastor Tormählen setzte sein strenges Antlitz auf. „Wißt Ihr denn, was eine Nottrauung bedeutet?“

„Ja, wenn Not an Mann ist. Bei uns tut es not, das kann Herr Pastor glauben.“

„Er will wohl ins Feld, Jan Rahmus?“

„Ja, Herr Pastor, wenn sie mir nehmen. Mit die Russen nehm' ich es noch alle Tage auf. Aber sie sagen, ich bin zu alt.“

„Das ist Er auch. Und zum Heiraten ist Er erst recht zu alt.“

Pastor Tormählens Stirn verfinsterte sich immer mehr. Er war Vorsitzender der Armentommission; das war, namentlich jetzt in der Kriegszeit, kein leichtes Amt. Wenn hernach das alte Paar der Gemeinde zur Last fiel, schob man die Schuld auf ihn. Er hätte sie warnen müssen. Einzelnen kamen sie leichter durch; da mußten die Angehörigen sich ihrer annehmen.

„Wo ist denn die Not bei Euch?“

„Ja, sehn Sie, Herr Pastor, solange als Jan sein Sohn noch da war, ging es an, aber der ist doch in Belgien gefallen, und seit der Zeit seht seine Schwiegertochter ihm zu, da haben Sie keine Ahnung von. Den ganzen Tag heißt es: „Der alte Keel, und, wenn den die Kosaken holen möchten! Jan kriegt knapp was anders zu schmecken als trocken Brot und Biskartoffeln, und für sich und ihre Hören — und die sind auch wahre Banditen — da badt sie Eierpfannkuchen. Denken Sie an, Herr Pastor, bei diese teure Zeit, Eierpfannkuchen!“

Der Pastor wurde unruhig. Er winkte, daß sie schweigen möchte. Das hielt Katzein für eine Aufforderung, sich frei auszusprechen.

„Ja, so ist es, Herr Pastor. Jan hat nie nich seine Ordnung. Er wird nicht bestoft und nicht besickt. Kein Mensch kümmert sich um ihn, daß er Sonntagmorgens, mit Erlaubnis zu sagen, ein rein Hemd anzieht. Da tut es woll not, daß er 'ne Frau kriegt, die auf ihn paßt. Und wir dachten, mit 'ne Nottrauung, das war doch nun Mode, und da brauchten wir nicht erst vierzehn Tage in den Kasten hängen, und Jan könnte gleich bei mir zusiechen.“

Tormählen schüttelte energisch den Kopf. „Nottrauen kann ich nur die Leute, die ins Feld ziehen.“

Die beiden Alten sahen sich an. „Sie nehmen mir man nich,“ meinte Jan.

„Sollagt Euch die Sache nur aus dem Kopf,“ sagte der Pastor, „solche Dummheiten sind nichts in Eurem Alter.“

„Dummheiten,“ wiederholte Katzein, die sich in aller Bescheidenheit auf die Kante eines Stuhles niedergelassen hatte. „Ich bit' Sie, Herr Pastor, die allerflügsten Leute heiraten heutzutage noch.“

„Jaja,“ nickte Jan.

Der Pastor wurde ungeduldig. Er suchte sich herauszuwinden. „Ich werde mir's überlegen. Augenblicklich habe ich keine Zeit. Kommt ein andermal wieder.“ Er wollte erst mal mit Jans Schwiegertochter reden.

„Wer Katzein wick und wankte nicht.“

„Herr Pastor,“ sagte sie, „wenn es nichts mit die Nottrauung

ist, denn sind wir auch zufrieden, wenn Sie uns nach der alten Weise zusammengeben. Aber gewartet haben wir schon lange genug, weil Jan nicht Manns genug war und immer Angst vor das Frauensmenschen hatte, was seine Schwiegertochter ist. Wer ich sagte: „Jan,“ sagte ich, „ich gehe eigenhändig mit dir zum Herrn Pastor, und du sollst sehen, der wird uns schon beschämlich sein.“

Der Pastor seufzte. Wegen die Beerdiamkeit der Waschkatzein war schwer anzukommen. Sie hatte es sich nun mal in den Kopf gesetzt, den guten, dummen Jan zu heiraten. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihn innerlich lächeln machte. Pastor Tormählen war trotz seines strengen Aussehens im Grunde seines Herzens ein Schelm.

Er zuckte scheinbar gleichmütig die Achseln. „Ja, wenn ich Euch auch trauen wollte — es geht nicht . . . wirklich nicht . . . durch die vielen Nottrauungen in der letzten Zeit ist mein Kirchenbuch ganz voll geworden. Seht, es kann nichts mehr drin sein.“

Die beiden Alten schauten sich ratlos an. Katzeins Sonnen Gesicht verfinsterte sich. Jan senkte ergeben das Haupt.

„Ja, wenn das Kirchenbuch voll ist,“ marmelte Katzein, zaghaft fragte sie: „Wird dann nicht ein neues angeschafft?“

„Jaja, nächstes Jahr vielleicht. Vorkünftig nicht.“

Um Katzeins Mundwinkel zuckte es wie verhaltenes Kinderweinen.

„Wer weiß, ob wir denn noch leben.“

Langsam wandte sie sich zum Gehen. Jan schob mit gebeugtem Nacken hinter ihr drein. Mit einem Male blipte ein Freudenchein in ihrem rüchlichen Gesicht auf. Sie kehrte zurück.

„Herr Pastor,“ stellte sie inbrünstig mit gefärbten Händen, „wenn in Ihr hochverehrtes Kirchenbuch kein Platz mehr für uns arme Leute ist, dann schreiben Sie uns doch man getrost auf den Umschlag. (Buchdeckel). Da wollen wir gerne stehen. Nich wahr, Jan? Wir sind es ja allmeindag gewohnt, draußen vor der Tür zu stehen. Das kommt arme Leute zu.“

Als Katzein so in ihrer dreisten und bescheidenen Art sprach, mußte Pastor Tormählen doch lachen. Er lachte nicht aus vollem Halse, aber so recht von Herzen. Es war ein Lachen, das ihn warm und froh machte; es blipte aus seinen Augen, zuckte aus allen kleinen Fältchen seines Angesichts. Es funkelte sogar durch die blanken Brillengläser.

„Geht mit Gott,“ sagte er, „am kommenden Sonntag biete ich Euch auf. Ich werde schon ein Bläschen für Euch finden. Für bescheidene Leute ist überall Raum.“

„Vielen, besten Dank, Herr Pastor!“

Sie gingen. Pastor Tormählen hörte noch, wie die Waschkatzein draußen sagte: „Siehst Du, Jan, es wird doch 'ne Nottrauung.“

Er wandte sich wieder seinem Schreibtisch zu. Merkwürdig, es erschien ihm alles mit einem Male viel heller und freundlicher als dorthin. „Ich glaube“, flüsterte er für sich, „die Sonne kommt heute doch noch durch.“

Der „Ameisenhaufen“.

Von einer Fahrt zur französischen Front entwirft ein russischer Kriegsberichterstatter in der „Muschka Wiedomosti“ ein Bild, das deutlich erkennen läßt, wie schwer das Land vom Kriege heimgefußt wird: „Berodet liegt jetzt das blühende Frankreich da. In den Wäldern seiner zahlreichen, kleinen Städte und auf den Feldern und in den sonst um diese Zeit so belebten Weinbergen sind keine Leute zu sehen. Nur ab und zu macht sich ein Greis oder ein halbwüchsiger Junge etwas zu tun, und taucht eine Frau hinter dem Pfluge auf, so ist man überrascht, daß noch ein Pferd im Lande übrig geblieben ist. Alle lebenden Kräfte sind buchstäblich sonst für den Krieg in Anspruch genommen und nach der Front geführt worden. Und dennoch breiten sich Getreidefelder wie ein grüner Teppich aus. Je näher man aber an die Front kommt, desto mehr verwinden diese lieblichen Bilder, desto mehr Verwüstung der Natur und Anhäufung französischer Truppen. Anfangs bestet sich das Auge auf sporadisch auftretende, halb zerstörte Dörfer und ausgewählte Acker und Wiesen, durch die ein Pflock gefahren zu sein scheint. Dann aber setzt ein Landstrich völliger Vernichtung ein. Die Erde ist zerstampft, von Kanälen durchschnitten, von schweren Mädem durchfurcht, und Pferdehufe haben willkürliche, grobe Wege gebahnt. An Stelle von Städten und Dörfern türmen sich Berge von Schutt und Geröll, und es ragen Trümmer von feineren Wänden, von Hochöfen und zerbrochene Kuchentürme empor. An den Klüften liegen entwurzelte, hundertjährige Pappeln und Ulmen, und keine Spur von einstigem Wohlstand und geordnetem, friedlichem Wirtschaftsleben ringsumher. Man glaubt ein gewaltiges, verlassenes Lager vor sich zu sehen, an dessen Rand sich Unterstände ziehen. Sie schließen sich mitunter stockweise übereinander, und aus ihren Öffnungen treten gleichsam graue Figuren hervor und gruppieren sich zu ganzen Kolonnen. In langen Reihen bewegen sich die Autobusse des Roten Kreuzes und die der Intendantur mit Kanonen, ferner die Munitionswagen, bespannt mit prachtvollen, ungewöhnlich widerstandsfähigen, kanadischen Pferden. Bald ist an einer Seite ein Lastschiffpark, bald an der anderen ein Stand von Automitrailseisen zu sehen, von denen 16 schon auf einer kleinen Straße zu zählen waren. Wiederholt zeigen in einer Höhe von 800 Meter Ballons auf, um Beobachtungen anzustellen. Möglich ein schreiendes Sig-

mal von vielen Autos, die heranrasen und zehn, zwölf Mann in jedem Wagen führen. Diese Leute sind als Reserve eiligst vom Kommando verlangt worden, um „die Arbeit“ fortzusetzen, die ihre Vorgänger nicht beenden konnten. Je weiter man fährt, desto häufiger begegnet man den Zelten, welche die Werkstätten der Ingenieure, die Artillerie-Parks und die Materiallageräume darstellen. Und überall sind Tausende von Menschen unermüdlich an Werke, um zu graben, zu bauen, auszubessern und Dinge neu herzustellen. Es brausen die Motore, es klingen die Eisengeräte, es klopfen die Hämmer, und es pfeifen die Dampfmaschinen. Vom Ballon aus ist von den Wäldern der Argonnen bis Weims, von einem Ende des Horizonts zum andern ein endloser, sich rührender Ameisenhaufen zu sehen. Erst da gelangt man zu der Erkenntnis, welche ungeheure Masse tieferbaute, angespannter Arbeit der Krieg täglich verlangt! Die gesamte Arbeitsenergie der französischen 40 Millionen-Bewohnerschaft scheint sich hier zu entladen. Daher ist Frankreich auch verödet, seine Fabriken geschlossen, seine Städte und Felder ohne Menschen. . . . Noch näher zur Front, und das Bild ist wieder anders! Hier birgt die Oberfläche der Erde gar nichts mehr. Der Krieg und die Geschäfte, die Bomben und Mienen haben Wälder und Häuser dem Boden gleichgemacht und alles Leben erwidert. Selbst Teiche und Flüsse sind leblos und mit Trümmern, Sand und Steinen überfüllt worden. In tiefen Schluchten befinden sich verstreute Höhlen, die alle zur ersten Frontlinie führen und in denen Soldaten und Generäle leben. Am Tage kommen sie kaum zum Vorschein, es sei denn, daß eine Attacke eine unverzügliche Befestigung erfordert. Nachts aber rührt sich der Ameisenhaufen umso mehr, und die ermüdeten Gruppen werden immer von neuem abgelöst, die alles herbeischleppen, was zum Essen und Trinken und zum Kampfe in der Feuerlinie unentbehrlich ist, wie Munition, Sprengstoffe usw. . . . Man kann bestimmt behaupten, daß an der Front und hinter derselben alle Franzosen vom 19. bis zum 45. Jahre, mit wenigen Ausnahmen, zusammengesogen sind. In roten bunten Uniformen stellen sie, als Männer verschiedenen Alters und Berufes, ein mächtiges Arbeiterheer dar. „Das Kriegslager“, sagte ein Offizier, „ist heute eine Riesenfabrik, denn der Krieg setzt sich aus technischen Operationen zusammen!“ Dieser Auffassung entsprechend haben die französischen Soldaten äußerlich selbst an der Front kein Geräuge von Kriegern, sondern von Arbeitern. Sie schreiten langsam, schweren Schrittes, wie Leute, die sich redlich mühen, ihre Kleidung ist vom Regen und von der Erde schmutzig und ihre Unterhaltung ernst und sachlich. Gerade solch einen Eindruck wie Hafen- und Eisenbahnarbeiter machen auch die Haufen an der Vorderlinie — nur daß sie hier noch zurückhaltender, schweigsamer und vorsichtiger sind — wie bei einer gefährlichen Arbeit, wo jeden Augenblick ein „Unfall“ eintreten kann. All die Tausende sind zu einem einzigen Arbeitsorganismus zusammengeschlossen, obwohl die französische Zivilisation eine außerordentlich individualistische ist. Und wenn der russische Soldat auch „wir“ und der französische systematisch „je“ sagt, so fühlt dieser doch die Kraftlosigkeit des „je“ in dem alles gleichmachenden, mechanisierenden Kriege und versteht, daß die Schwere desselben von der ganzen Nation getragen werden muß. . . .“

Vermischtes.

* **Vollbräuche bei der Waldbeerenlese.** Draußen in den Wäldern hat jetzt die Lese der Heidelbeeren begonnen. Ganze Familien eilen mit allerlei Körben, Schüsseln und Kannen hinaus, um die kleine blaue-schwarze Frucht zu pflücken, die so winzig erscheint und von der doch in jedem Jahre ganz riesige Mengen in den Handel kommen. In ganzen Wagenladungen werden die Heidelbeeren, Blaubeeren, oder, wie sie in Berlin heißen, die Veessing, in die großen Städte eingeliebert. Auch mit der Beerenlese sind noch allerlei Bräuche verknüpft. Viellach, so im Rheinlande, in Westfalen, im Vogtlande und im Erzgebirge, werden jedesmal vor Beginn des Pflückens die ersten drei Beeren an einem alten Baum zerquetscht. Dieses Zerquetschen wird der „Schwarze Peter“ genannt und soll zum Aufsuchen reicher Beerengründe verhelfen. In manchen Bezirken will es der Brauch, daß die Beerenpflücker die ersten drei Beeren zwischen einen Farnstrauch werfen oder den Vögeln hinstreuen. Wieder in anderen Gegenden gehört zu einem guten Beerenhund, daß die ersten aufgehenden Waldbeeren von den Pflückern selbst aufgefressen werden. Kinder, die beim Pflücken faul waren oder die die meisten Beeren selbst verzehrt haben, entschuldigen sich damit, daß das Beerenmädchen oder Beerenmädchen im Walde zu ihnen gekommen wäre und ihnen den größten Teil der eingesammelten Waldbeeren wieder abgenommen hätte. Deshalb singen die Kinder im Pflücken auch:
 Holle, holle Höre
 Mir komme us de Beere,
 's Beerenmädchenlisch zu uns komme,
 Det us alle Beereer gnumme,
 's Klewilt (Mund) voll, 's Körbl leer,
 Wenner (wenn man) in de' haima ner!

* Die Schildkröte als englischer Werber. In England muß jetzt schon all und jedes zur Werbung dienen. Der

neueste Werber, der dort in den Dienst der nationalen Sache getreten ist, ist die Riesenschildkröte des Zoologischen Gartens in London, die auf ein Alter von 160 Jahren geschätzt wird und daher den schönen Namen Methusalem trägt. „Methusalem“ zeigt nun auf seiner Schale seit kurzer Zeit eine Inschrift, zu deren Verständnis man sich gegenwärtig halten muß, daß das englische Wort „shell“ sowohl Schale wie auch Geschloß bedeutet. Also Methusalem's Inschrift lautet: „Wir kommen ohne unsere „shell“ nicht aus, aber sie werden dazu dienen, dich daran zu erinnern, daß es noch andere gibt, die dein Land braucht.“ Just die langsame Schildkröte als Werber — sollte das nicht eigentlich ein nicht ganz günstiges Omen in sich schließen? Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!

Büchertisch.

— Die soeben erschienene Nummer 3758 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“, die zweite im neuen Quartal, zeigt aufs neue die Vielseitigkeit der beliebten Wochenschrift auf illustrativem Gebiet. Um dem großen Publikum Gelegenheit zu geben, an der Hand bildlicher Dokumente einen Ueberblick über den bisherigen Verlauf des Weltkrieges, die Tätigkeit unserer Feldtruppen und ihrer Bundesgenossen zu gewinnen und die Originale einmal mit den Reproduktionen zu vergleichen, eine Gegenüberstellung, die übrigens nicht zu Ungunsten der „Illustrierten Zeitung“ ausfällt, veranstaltet der Verlag des Blattes jurist in den Räumen des Vereins Berliner Künstler, Berlin W., Bellevuestraße 3, eine Ausstellung von etwa 400 ausgewählten Originalen der „Illustrierten Zeitung“. In ihrer Gesamtheit stellt diese Ausstellung, in der neben ersten deutschen Künstlern auch jüngere Talente bemerkenswerte Proben ihres Zeichenschnitts bieten, ebenso wie die bisher erschienenen 49 Kriegshefte der „Illustrierten Zeitung“, gleichsam den Widerschein des mächtigen seelischen Erlebens deutscher Künstler während des großen Völkerringens dar.

— Das 31. Heft der Kriegszeitung „Der Völkerring“, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart, ist ausschließlich den Vorgängen auf dem serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz gewidmet und stellt insofern einen vollständig abgeschlossenen und sehr umgrenzten Zeitabschnitt dar, als mit der Wiedereroberung Belgrads durch die Serben auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes für lange Zeit ein absoluter Stillstand der militärischen Operationen eintrat. Nirgends wohl treten die Wechselfälle des Krieges so deutlich und charakteristisch in die Erscheinung, wie bei den Kämpfen in Serbien, wo nach dem, unter den schwierigsten Verhältnissen unternommenen, siegreichen Vorstoß der Oesterreicher, der mit der Eroberung Belgrads endete, das tapfer Heer unserer Verbündeten zum Rückzuge, zur vollständigen Räumung serbischen Gebietes und damit auch zur Preisgabe Belgrads gezwungen wurde. In dem vorliegenden Heft ist eine genaue Schilderung davon gegeben, wie durch die Ausdehnung der Front bis Belgrad hinaus die verhängnisvolle Lockerung der österreichisch-ungarischen Anmarschlinie entstand, die die Serben zur letzten Lat der Verzweiflung anspornte, alles gegen Westen zu werfen, um auf diese Weise den rechten österreichisch-ungarischen Flügel einzubrüchen. Neben den sachlich behandelten Kriegereignissen beanspruchen besonders die anschaulichen Schilderungen der inneren Zustände des schwer heimgefallenen Serbiens besonderes Interesse. Auch diesem Hefte ist eine gute Uebersichtskarte, sowie zahlreiche Abbildungen beigegeben, die eine ebenso wertvolle wie weiten Kreisen willkommenen Ergänzung des allgemeinen Inhalts bedeuten. Der Preis des Heftes beträgt 50 Hg.

— **Deutschland.** Inhalt des Juliheftes: Das erste Jahrhundert rheinpreussischer Volkswirtschaft. Von Dr. P. A. Glaser. — Der Parlamentarismus. Von Privatdozent Dr. K. G. Duclmann. — Die Anappen von Brettau. Eine Chronik von Johann Georg Oberlofer. — Zum Gedächtnisse Napoleons. Von Univ.-Prof. Dr. Martin Spahn. — England und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Geheimrat Univ.-Professor Dr. P. von Granert. — Wisnawitz in Frankreich. Von Firmin Coar. — Kritik: Die französischen Katholiken. Von Firmin Coar. — Po-Land-Geschichte als Weltgeschichte. Englische Sinnesfälschungen. — Rundschau: Kriegsbetrachtung. Wendelin Foerster. Das literarische Italien der jüngsten Vergangenheit. Berliner Theater. Musikalische Kriegslit. — Unsere Kunstbeitragen.

Tauschrästel.

Hagen — Ober — Tose — Leber — Ost — Feige —
 Keller — Halle — Alba — Furs — Aller — Tame
 — Leid — Wonne

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebenso viele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben.
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zahlenrätsels in voriger Nummer:

Ofen — Tinte — Tonne — Odin — Waagen — Eage —
 Degen — Doge — Igel — Götter — Eltel — Naemi.
 Otto Weddigen.